

Die rothe Pleureuse.

Eine Ehegeschichte von Joe von Neuß.

Wieder zog sie ihn an eines der besten Schaulustigen. „Das muß Du sehen, Schatz, auf jeden Fall!“ Er mochte nicht. Er hatte heute schon so viel gesehen, aber sie drängte ihn mit der freundlichen Energie, die den Frauen in solchen Fällen eigen ist, an das Fenster. „Das!“

Er sah nichts Besonderes und wollte eben grob werden, als er sah, daß sie sich in einiger Anstalt schmeigte. „Die rothe Pleureuse“, flüsterte sie ihm geheimnisvoll ins Ohr.

„Ach so — das Ding in dem Glasfaß?“

„Kauf sie mir“, bettelte die Siemenstimmte, und der Druck auf seinen Arm wurde so intensiv, daß er sich wühlte, um das Preisstüpfchen zu entziffern. „250 Mark“, stieß er roh hervor. „Du bist verdreht, Maus“, und damit machte er links und rechts in einem Straßenzug. „Noch achte er nicht, was ihm bevorstand, und rauchte seine Cigarette mit der Miene eines Mannes, der eine reizende junge Frau, ein hübsches Heim und eine ausgezeichnete Stellung hat.“

Erst beim Abendessen wurde ihm klar, daß die rothe Pleureuse seiner Frau in den Kopf gestiegen war und sich wie ein rother Faden durch die nächsten Wochen seiner Ehe ziehen würde. Sie klagte über Kopfschmerzen, woran sie bisher nie gelitten, zog sich zurück, und als er sie später im dunklen Nebenzimmer entdeckte, fand er sie in Thränen. Eigentlich hätte er ihr nun zu Füßen fallen und um Verzeihung bitten müssen, aber er war so rücksichtslos, sie auszuladen: „Schlag Dir das gräßliche Ding aus dem Sinn, und spiel mir einen Walzer vor.“

Ihr eifriges Schweigen belehrte ihn, daß er für den Rest des Abends nichts mehr zu hoffen hatte.

Am anderen Tage versuchte er es mit Güte: „Maus, Du weißt, daß ich Dich über alles liebe ... usw., aber 250 Mark.“

„Enorm“, spottete sie. „Mancher verziert sie zum Frühstück!“

„Wohl ihm, wenn er's hat. Unser Budget ist nur schmal, und als wir vor der Hochzeit über den Etat berieten, waren keine Pleureusen mit eingerechnet.“

„Immerhin. Man kann an anderer Stelle sparen. Aber Du bist ein Egoist“, rief sie hinterdrein.

„Und Du eine thörichte Frau, über deren Launen ich mich nicht länger ärgern werde.“

Alsobald verließ er das Haus in der Absicht, sich einen hübschen Kauf anzugucken. Doch schon beim zweiten Glase empfand er eine Art Sodbrennen. Gewohnheit ist ein Tyrann. Sechsmal sah er in einer Stunde auf die Uhr, und als er das qualende Gefühl nicht loswerden konnte, schlich er wie ein Dufstier aus dem frühlichen Bierpalast und lugte nach seiner Bahn.

Maus schlief schon. Sie sah jetzt friedlich und wundervoll aus. Doch er machte fortan einen fansten Bogen um sie. Auch sie umschlich ihn, ängstlich demüthigt, jede Annäherung zu vermeiden, und einer beobachtete den anderen mit Detektivblicken.

Wenn sie ihn nicht mit Zärtlichkeiten verwöhnt hätte! Nun hungerte und entbehrte er, und manchmal wandelte ihn die Luft an, ihr nicht nur eine Pleureuse, sondern ein Königreich zu Füßen zu legen, um bloß ein liebes Wort zu hören.

In solcher Stimmung, die halb Verzweiflung, halb Galgenhumor war, stand er vor dem Puzladen, zu dem es ihn magnetisch zog, und beschah sich das Ding in dem Glasfaß.

Es hatte noch keinen Liebhaber gefunden, das rothe Scheusal! Er hatte es lebensfähig, aber er beschloß, es zu kaufen, und hatte schon die Tüchlein in der Hand, als ein plötzlicher Gedanke ihn zurückschreckte. Hatte er denn genug Kleingeld bei sich?

„250 Mark“, brummte er vor sich hin. „Ein Sündergeld! Und gebe ich heute nach, so wünscht sie sich nächstens ein vierzylinderiges Auto und schmolzt so lange, bis ich ihr nebst Chauffeur und Garage aufbaue. Ne, is nich, mein Kind.“

Maus lag auf der Chaiselongue und erklärte provokatorisch, daß es heute nichts zu essen gäbe, da sie Migräne hätte.

„Das hängt mit dem Temperatursturz zusammen“, erklärte er und fühlte ihren Puls.

„Mit Deiner Halsstarrigkeit hängt es zusammen. Wenn man fühlt, daß man für den heißgeliebten Mann ein werthloses Subjekt ist ...“

„Objekt“, verbesserte er.

Sie meinte die Thränen, und er sprach zu ihr mit der fansten Stimme des Weidwaders: „Laß Dich belehren, Viebling. Für das viele, viele Geld bekommen wir einen Eisschrank, eine Nähmaschine. Sogar ein Staubwebel ist dafür zu haben, damit meine Bücher in den oberen Etagen nicht von den Würmern zerfressen werden.“

„Der Eisschrank, die Nähmaschine, der Webel ist — Luxus“, protestirte sie.

„Das begriff er nach einigem Zögern und nahm tröstend ihre Hand:

„Die Krankheit, an der Du leidest, Maus, ist ein psychopathischer Zustand, den die Aerzte Hysterie nennen. Der Late nennt es Koller, Splen oder Klaps.“

„Schlag“, fauchte sie ihn an, „ich spiele nicht mehr mit.“

Er begann zu rauchen und zu grübeln, und die Folge davon war, daß er seine Privatstutulle aufschloß und drei blaue Lappen herausnahm.

Und dann ging ihm jäh ein freudiger Schreck durch die Glieder. Morgen ist ja ihr Geburtstag. Also zu!

Er schritt tapfer zum Puzladen. Vielleicht war das Monstrum schon verkauft. Vergebliches Hoffen! Es lag da, prächtig und leblos in dem Glasfaß. „Bald wird man Dich in unserm kleinen, idyllischen Vorort fassen, Du rothe Schlang“, apostrophirte er sie. „Die Hunde werden Dich anbelln, und die Pferde werden scheuen. Die Dienstmädchen werden hinter Dir hinhern, und die Portiersfrauen werden sich einander zuzwintern. Jeder Wegelagerer kann sich durch die rothe Feder orientiren, ob die Wohnung leer ist, und die letzte Konfektensack wird — ein Einbruch sein. Sei's drum! Friede auf Erden!“

Abemals hatte er die Klinken in der Hand, da hörte er hinter sich jemand sagen: „Rothe Pleureusen! Wer kauft so was? Proleten-Geschmack.“

Als Maus am nächsten Morgen in den halbdunklen Salon spähte, wo der Geburtstagstisch stand, leuchtete es ihr roth entgegen. Ein schöner, stolzer Federbusch lag da, und sie floa ihrem Mann so ungestüm um den Hals, daß dieser sich setzen mußte, um dem Ansturm nicht zu erliegen. Wie ein wonniger Maienregen rieselten die Liebesworten auf ihn herab, während sie mit Engelzungen redete: „Bon nun an soll nichts — nichts — nichts mehr den Frieden unserer Ehe stören.“ „Genug, Kind, ich veräume sonst meinen Zug.“

„Nimm Dir ein Auto“, schmeichelte sie. „Jetzt brauchen wir nicht mehr zu sparen.“

Noch lange sah er am Fenster ihre winkende Hand und ihr statierendes Blondhaar.

Dann schlug sie das Fenster zu und eilte in den Salon. „Wenn Du wüßtest“, schmunzelte sie, die Jalousien hochziehend, „daß mir an der rothen Pleureuse nicht viel gelegen ist, daß ich nur Deine Liebe auf die Probe stellen und Dir zeigen wollte, wer der Stärkere“ — ist blieb ihr in der Kehle stecken, denn im Tageslicht nahm das rothe Ding ganz andere Formen an, es war — wenn man genau hinsah — kein Federbusch, sondern ein — Staubwebel.

Der Brief des Grafen.

Eine Dienstbotengeschichte von Carl Conte Scapinelli.

Die Kathi Plejderle hatte von je her einen Hang zum Vornehmen. Schon als sie als sechzehnjähriges Ding, klein, und unansehnlich von Pfaffenhofen nach München kam und am Arbeitsamt der Dienstmädchen suchenden Schaar beliebt Damen vorgeführt wurde, hatte sich das gezeigt. Sie hatte zum Entsetzen der vermittelnden Beamtinnen zuerst die Stelle eines Austragsmädchens bei einer Milchfrau und dann die eines Küchenmädchens bei einer Stadtmehlgereinerei einfach ausgeschlagen, sie wollte nur zu einer feinen, womöglich kinderlosen Herrschaft gehen, zu einer Grafen-, zu einer Freiherrn-, zu einer Professorsfamilie.

Schon damals hatte sie die Beamtin mit mütterlicher Milde ermahnt, im Leben weniger auf den Titel denn auf die Mittel zu sehen, hatte ihr vorgezeigt, wieviel gute und gesunde Milch sie bei der Milchfrau sehr zu Nutzen ihrer ein wenig schwächlichen Konstitution trinken könnte, wieviel nahrhaftes Fleisch sie bei der Metzgerin zu essen bekäme. Aber das war alles vergebens. Sie dachte nicht an ihren schwächlichen, garstigen Körper, an ihre blassen Wangen, die eine gute Fleischkost, reichlicher Milchgenuss aufzufrischen und röthen konnten; sie dachte nicht an ihr armselig-turzes, schwarzes Pöpschen, das nach sehr wachsen mußte, sollte sie irgendwo zur Herbe gereichen, sie dachte nur an eine sehr, sehr feine Herrschaft, wenn sie auch dort hungerte und froz, wenn sie auch dort einsam in ihrer kalten Kammer hocken mußte, während sie bei Bürgerleuten zur Familie gerechnet worden wäre.

Die Einsamkeit, die ihr bei noblen Leuten winkte, war ihr gerade recht, da konnte sie die schönen Hefte lesen, wo so grüßelig interessante Geschichten von Milliardären und Fürsten vortanzen, die ein ganz armes Ding zur Geliebten sich erkoren und gar mit ihr flohen.

Und schließlich nahm sich eine sehr alte verwitwete Baronin der Kathi Plejderle an und lehrte sie gute Manieren und das Hungern, lehrte sie weiße Schleifen im Haare tragen und das Frisieren. Wie so viele junge Dienstboten, ging sie gar bald von Hand zu Hand, von Stelle zu Stelle.

Trotzdem hatte sich ihr Körper nicht besonders entwickelt, trotzdem war sie schmal und gerüstig geblieben, sah unternehmend aus und hobte nach wie vor die behäbigen Bürger.

Diesen Hof theilte seit etwa zwei Jahren der ledige Schlossermeister Joseph Bernag aus Oesterreich mit ihr, den sie ihren „Schatz“ nannte und der trotz seiner wilden, sozialistischen Reden es immer wie eine hohe Ehre empfand, daß seine Kathi nur in adeligen Häusern gebient hatte.

Eigentlich sah die Kathi auch auf ihren Schatz ein wenig herab, und in ihren Träumen war er nur ein vorübergehendes Erlebnis, das sie einmal, wenn ein sehr feiner seine Augen auf sie richten würde, schnell vergessen werde.

Nach langen Irrfahrten durch die Häuser adeliger, mittelbarer Pensionisten, zu adeligen Pensionistinnen, adeligen Weinagenten war sie endlich — sie wußte selbst nicht wie — in das Haus eines Kommerzienrathes gekommen, freilich nur als zweites Küchenmädchen. Aber das Haus war groß und die Gäste zahlreich, die dort ein und aus gingen, und zwischen vollbesetzten, mit den feinsten Delikatessen gefüllten Schüsseln lernte sie dort das reiche üppige Leben dieser Kreise kennen, war plötzlich mit einer Schaar anderer Dienstmädchen zusammen und las weiter ihre schönen, grüßeligen Schundromane und ging weiter mit dem Schlossergehilfen Joseph Bernag.

Nach einer Tafel geschah einmal eine Kleinigkeit, die alle ihre Träume aufreichte, die ihren ganzen inneren Halt zum Wanken brachte.

Als der junge, sehr verschuldete Graf Schleiern, von dem man hoffte, daß er die Adeline, die älteste Kommerzienrathstochter, heirathen würde, spät Abends das gastliche Haus verließ, und sie, da der Diener gerade nicht amefend war, ihn zum Hausvorsteher begleiten durfte, kniff er sie leicht in die Wange und ließ in ihre Hand lässig ein Zweimarkstück fallen.

Graf Schleiern that beides mit derselben gedankenlosen Selbstverständlichkeit, es war eine alte dumme Gewohnheit von ihm, eine Popularitätshanderei, bei der nicht einmal den mitleidenden Theil sich näher ansah.

Soll ich erzählen, welche Umwälzung dieser harmlose Wangenküßler in der armen Kathi Plejderle hervorbrachte, wie sie rasch daran einen ganzen milden Roman in ihrer Phantasie knüpfte, wie sie täglich auf einen Brief des Grafen Schleiern wartete, wie sie ihren Joseph Bernag nicht einmal mehr ansehen konnte?

Kurz, monatelang ging Kathi wie im Traum herum, monatelang hoffte sie vergebens, monatelang vernachlässigte sie Joseph Bernag, und schon stand es so, daß sie drauf und drant war, mit dem verlorenen Grafenraum auch den Joseph Bernag für immer zu verlieren.

Da kam ein ungelantes, bummles Schreiben des Joseph Bernag, in dem er ihr mittheilte, daß er wieder nach Oesterreich zurück wollte und daß sie ohnehin so kalt gegen ihn gewesen, und daß darum alles aus sein sollte, und er sagte ihr Adieu auf Nimmerwiedersehen.

Das war jubel für ihr armes Herz. Da merkte dieses gequälte Ding unter ihrer schmalen Brust plötzlich, daß, wenn der Joseph es verlässe, sie gar niemanden, aber auch gar niemanden hätte. Nein! Den anderen mochte sie von weitem verehrt haben, geliebt, fühlbar geliebt hatte sie nur den Bernag.

Er durfte ihr nicht verloren gehen. Er mußte ihr bleiben. Ihr war ein rettender Gebante gekommen, wie sie ihn halten konnte.

Früher als sonst schlich sie auf ihr Zimmer, lange bis nach Mitternacht schrieb und schrieb sie, und am nächsten Morgen, als das gebildete Gesellschaftsfräulein um die Milch für die Hunde in die Küche kam, nahm sie sich ein Herz und bat sie, ihr doch einen Brief abzuschreiben; den Brief eines Grafen an sie, den sie ihrem Schatz schicken wollte, damit er sähe, wenn sie alles hätte haben können. Und sie selbst hätte schon die Stellen aus dem Brief des Grafen herausgeschrieben, da nicht alles für ihren Schatz, den Schlossergehilfen, bestimmt wäre.

Zuerst sträubte sich das Fräulein, aber dann bat und weinte die Kathi so herzerweichend, meinte, ihr Glück hänge davon ab und der Brief sei bestimmt von einem Grafen.

Und so schrieb das gebildete Fräulein am nächsten Abend mit lachendem Herzen — denn sie durchschaute schon wegen der Orthographie den mühsamen, phantastischen, raffiniert blöden Schwinbel der Kathi — den von dieser verfaßten Brief des Grafen samt allen Eigenarten in der Schreibweise ab. Er lautete:

„Gedetes Fraulin Kathi! Warum sind sie noch immer gegen mich so spröde. Sie können doch meine Gefühle für sie und wissen wie ich sie veröhre! Und sie sollen meine Frau werden und sollen Gräfin sein. Wie können si di Hand eines Grafen ausschlagen wegen einer ruhigen Schlossergefellen? Denn ich lieb si ganz andrs und öfter und bin ein Grafse und ihr Schlofer ist ein Ase! Sind sie

verinnkt und überlegen si es sich und es grüßt sie ind tikt ihren Mund Ihr Graf Schleiern.“

Diesen Brief legte Kathi dem Abschiedsbriefen an Joseph Bernag bei, und er that bei diesem seine Wirkung. Die Standhaftigkeit der Kathi mußte belohnt werden, solche Liebe rührte auch ein Schlosserherz und nach dem selben Abend fand feierliche Verlobung und Verlobung und einige Wochen später die Heirath statt. Den Brief aber behielt trotz aller Bitten der Kathi der Joseph als ewigen Beweis für die Treue seiner Frau.

Jahre vergingen, Kinder kamen, mehr als genug. Frau Kathi mußte fleißig arbeiten und Geld zum kleinen Haushalt mit beschaffen.

An manchem Abend noch erzählte sie ihrem Mann von den adeligen Häusern, in denen sie gewesen, und an manchem Abend holte sie selbst, wenn ihr Mann es nicht merkte, den Brief des Grafen aus der Lade, wo ihn ihr Mann neben den Familienpapieren, den Geburts- und Heimath- und Trauschein verwahrte.

Je öfter sie den Brief las, je länger sie verheirathet war, desto mehr rührte er sie, und als sie fünfzehn Jahre die Gattin Joseph Bernag's war, da glaubte sie schon fast, daß der Graf selbst den Brief geschrieben, und in inniger Küßlung weinte sie darüber.

Und als die Kinder größer wurden, da erzählte ihnen sogar der Vater, daß die Mutter einst so schön gewesen und so brav und treu und daß ein Graf sie sogar einmal zur Frau begehrt.

Als ihre älteste Tochter achtzehn Jahre alt war, in ein Geschäft ging und einen jungen Kommiss im Kopf hatte, da wurde zum letztenmal wieder die Geschichte vom Brief des Grafen erzählt. Da wettelte der Vater, wie die jungen Mädels früher anders gewesen, und das Töchterl wurde schnippisch, frech fast und meinte: „Aber heirathen hat der Graf do die Mutter net wolln, sonst häit's doch dich net g'nommen!“

Da erhob sich die Eltern gemeinsam und holten voll Entrüstung über diese Frechheit den vergilbten Brief: „Da lies, dummes Ding, daß du weißt, wer deine Mutter war!“

Und das tede Töchterl las den Brief und war gar nicht erschüttert und lachte nur hell auf!

„Das ist doch Pfanz“, so unorthographisch und blöd schreibt do ta Graf, Vater!“

Siein Augenblick überlegte der alte Schlosser, dann sagte er voll Würde: „Damaliger Zeit war man eben no net so weit und hat überhaupt anders g'schrieben!“

Zwischen den Eltern aber wurde seit jener Zeit der Brief des Grafen nicht mehr erwähnt. Selbst das Heiligste konnte einem so ein freches Fratz zerflören!

Die regulatorische Thätigkeit der Wälder.

Indem die Wälder die atmosphärischen Niederschläge aufnehmen und das Wasser in kleinere Mengen vertheilen, verhindern sie, daß der Humusboden weggeschwemmt und so die Entstehung gewaltiger und sich sehr schnell sammelnder Wasserfluten gegeben ist, die eine Gebirge in wenigen Jahrhunderten zerfressen und völlig zerstören können. Man übersteht nun gewöhnlich einen Vorgang, der diese regulatorische Thätigkeit der Wälder wesentlich unterstützt, nämlich die Thatfache, daß große Wassermengen auf dem Wege der Verdunstung in die Atmosphäre zurückgelangen. — Man hat zum Beispiel den Grund für das Verschwinden kleinerer Bäche unter anderem darin gefunden, daß durch die Kultivierung von Gebieten und kolonialistische Anpflanzungen eine bedeutend größere Verdunstungsobersfläche geschaffen wurde, vergrößert, daß das Verhältnis von Verdunstung und atmosphärischem Niederschlag nicht mehr ausreichte, um einem Wasserlaufe Nahrung zu bieten. — In der „Revue Scientifique“ finden wir einige interessante Angaben darüber. Es verdunstet zum Beispiel 2½ Acres Mais mit 30 Pflanzen per Quadratyard in 10 Stunden 72.000 Pfund Wasser. 2½ Acres Buchenwaldung, die ein durchschnittliches Alter von 115 Jahren hat, verdampft nach Hoevel täglich etwa 30 Tonnen. Eine Eiche, die etwa 700.000 Blätter entfalt hat, legt in einem Zeitraum von 6 Monaten gegen 138 Tonnen Wasser in Dampf um. Diese wenigen Zahlen zeigen ganz deutlich, wie wesentlich dieser Faktor der Verdunstung in meteorologisch-geologischer Hinsicht ist.

Eine dankbare Gattin.

„Dein Mann hat sich also erweihen lassen und Dir ein Telephon angeschafft! Hast Du es schon benützt?“

„Ja! Ich hab' mir damit sogleich ein neues Kleid, einen neuen Hut und ein neues Grammophon bestellt!“

Schön gesagt.

Eine hübsche Stillblüte findet sich in einer Rechtspleberei, die unlängst in einem rheinischen Blatte stand. Es heißt da: In diese drei wunden Punkte muß baldigst Breche geschossen und in die Breche müssen tüchtige, neue Grundpfeiler eingebaut werden.

Humoristisches

Das Räthsel.

Sie: „Weißt Du, Ferdinand, nachdem wir verlobt sind, bist Du mir geradezu ein Räthsel.“

Er: „Du mir auch, aber ein ungerathenes.“

Sie: „So? Nun, dann können wir ja die Auflösung bald folgen lassen.“

Eine neue Krankheit.

„Du, sage mal, was mag dem alten, dicken Geheimrath bloß fehlen? Früher trank er nur echtes Bier und jetzt sieht man ihn schon monatelang stets mit einer Flasche Selterswasser vor sich.“

„Ich denke, er wird die Selterswasserkrucht haben.“

Selbstgespräche.

Wittve (die nur sechs Monate verheirathet war): „Ich brauche wieder 'nen Mann, aber bisse! 'nen dauerhafteren, den letzten hatte ich nur sechs Monate!“

Ein Gemüth.

Arzt: „Trotzdem ich Ihren Gatten gestern aufgegeben habe, ist doch noch Hoffnung vorhanden; ich glaube, ich bekomme ihn durch.“

Gattin des Patienten: „Na, das ist ja eine schöne Geschichte, nun habe ich gestern schon seine ganze Garderobe verkauft.“

Früh übt sich...

Hänschen sieht, daß fremde Kinder seine Hühner jagen und ruft erzürnt: „Kinder, laßt die Hühner in Frieden!“ Dann dreht er sich befriedigt um und meint: „Nicht wahr, Mama, ich kann schon tüchtig schimpfen helfen?“

Stimmt.

A.: „Deine Frau ist wirklich ein wahrer Engel!“

B.: „Das ist wahr — wenigstens muß ich himmlische Geduld mit ihr haben.“

Empfehlenswerthes Lokal.

Ein herabgekommenes Kaufmann hat wegen Betruges fünf Monate abzusitzen. Er hat die Strafe antritt, erkundigt er sich beim Kerkermeister über alles Mögliche. Unter anderem meint er: „Nicht wahr, die Kost ist gar nichts werth?“

„Doh“, antwortet der Kerkermeister entrüstet, „von den eingebrannten Bissen, die es wöchentlich einige Male giebt, da hat sich bisher schon jeder 's Rezept mitgenommen!“

Achtung! Kanauer!!

Warum haben die Militärmuster kein Gewehr?

Weil es heißt: Spiele nicht mit Schießgewehr!

Welche Leute haben nur neun Finger?

Die Feldfinger bei München. (Fehlt a Finger).

Wie können sich diese helfen?

Sie gehen nach München in die Kaufingerstraße. (Kauf Finger).

Warum kann man im Innern Afrikas nicht Billard spielen?

Weil Kannibalen da sind. (Keine Bälle).

Schlecht gewähltes Beispiel.

Ein junger Mann stand auf der Straße und rauchte seine Cigarette. Zu ihm trat ein älterer Herr, dessen intelligentes Gesicht Rathberweishheit verrieth.

„Wieviel Cigaretten rauchen Sie wohl am Tage?“ fragte er.

„Drei, manchmal auch mehr“, war die Antwort.

„Alle Tage?“

„Alle Tage.“

„Na, da merken Sie sich, junger Mann, wenn Sie das Rauchen aufgeben, können Sie sich soviel ersparen, daß Sie sich jedes hübsche Haus da drüben kaufen können, wenn Sie erst so alt sein werden wie ich.“

„Gehört es Ihnen?“ fragte der junge Mann.

„Nein“, gab der Alte verwundert zur Antwort.

„Aber mir!“ meinte der Raucher.

Eine geheimnisvolle Verhandlung.

Richter (zum Angeklagten): „Haben Sie nicht den Einbruch mit Ihrem Komplizen schon lange vorher verabredet? Wer war der eigentliche Anreger?“

Angeklagter: „Das ist Amtsgeheimniß, Herr Richter.“

Richter: „In der Voruntersuchung haben Sie alles reumüthig gestanden. Sie haben sich sogar den Geislichen rufen lassen. Was wurde damals von Ihnen über diesen Punkt angegeben?“

Angeklagter: „Das ist Reichsgeheimniß.“

Richter: „Ein Zeuge sollte durch einen Brief zum Meineid verleitet werden und —“

Angeklagter: „Aber erlauben Sie, das ist doch Briefgeheimniß!“

Richter: „Ich will nicht den Inhalt des Briefes wissen, sondern nur, wer ihn schrieb und abfakte.“

Angeklagter: „Das ist — das ist — Redaktionsgeheimniß.“

Richter: „Nun, ich verurtheile Sie zu acht Monaten Kerker!“

Angeklagter: „Warum denn, wenn ich fragen darf?“

Richter: „Das ist mein Geheimniß!“

Ein Räuberstreich.

„Mit dem Auto — denkt ein jedes Geht's doch besser als per pedes“



„Ach, des Frühstücks Wonne schmeckt ich Nie, wie hier beim Tischlein deck dich!“



Diese beiden fatten Leute Liefern gute Beute heute.“



„Cheleut' wird's nicht genieren, Wenn wir so fe embalkiren.“



„Ob sie uns fluchen, uns verdammen —“

„Wir halten fest und treu zusammen —“

„Den höheren Gesellschaftskreisen —“

„Mit dem Aut geht's manchmal schief —“

„Sicherer ist ein „Ballon captif“ —“



Der Schwiegervater.

„Schon wieder beisammen ... als ich mit meiner Frau verlobt war, saß sie immer in einer Ecke des Zimmers und ich in der anderen.“

Bräutigam: „Hätte ich auch gethan, wenn ich mit Ihrer Frau verlobt gewesen wäre ...“

Abmahnungsvoll.

Mädchen: „Hast Du nicht die Couraage, Papa Deine Schulden zu bezahlen?“

Junger Mann: „Die hätte ich wohl, aber ob Dein Papa Couraage hat, mich anzuhören, das weiß ich nicht.“